

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 25.

Sonntag, 30. Januar.

1916.

(4. Fortsetzung.)

Die Halliggräfin.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Albert Petersen.

Ein leises unterdrücktes Nichern unterbrach ihn. Er fuhr von der Futterkiste, auf welcher er gesessen hatte, auf und blickte sich ärgert um.

Da war sie wieder, die braunlockige Stallmagd. Wollte sie ihn wieder ärgern.

„Sie machen so'n wütendes Gesicht, Herr Kutcher“, sagte sie.

Herr Kutcher! Das war auch wieder nur Hohn von diesem naseweisen, sechzehnjährigen Ding. Und zornig entgegnete er: „Na, soll man denn fröhlich sein bei diesem Wetter, in diesem öden, häßlich kahlen Lande, bei diesen stumpfsinnigen Leuten.“

„Das Wetter ist schlecht; es regnet ja. Und die Gegend hier — ja, so schön wie bei uns in Ostholstein — ich bin aus der Gutiner Gegend — ist es hier nicht. Aber die Leute — die Leute, Herr Kutcher, sind herzensgut, die taugen was, sind treu.“

Er schnitt eine verächtliche Grimasse.

„Na, Kleine, der Knecht, mit dem du gestern Abend so lange herumstandest, ist der auch treu? Hoffentlich, was?“

Das Mädchen hatte einen dunkelroten Kopf bekommen.

„Das — das geht Sie gar nichts an, Herr Kutcher“, stieß sie hervor.

„Weiß ich, aber mich geht es an, daß so junge Dinger einen Mann, der ihr Vater sein könnte, auslachen.“

„Ach, Herr Kutcher, ich lachte doch nur über die hungrigen Gufaren, von denen Sie eben sangen.“

Er starrte sie verständnislos an.

„Hungrige — was? Ach“ — und jetzt lachte er spöttisch — „ungarische — ungarische Gufaren — aus Ungarn.“

Und er lachte immer lauter, so daß nun das Mädchen die Gefrängte zu spielen sich anschickte.

„Na, na, nun schneid mir keine Gesichter“, meinte der ehemalige „Schwarzlappige“ beschwichtigend. „ungarische und hungrige — aber nein, hungrig waren die Sterle nicht, höchstens nach Sieben. Die haben wir ihnen damals allerdings zu schmecken gegeben. Damals — du mußt nämlich wissen, daß ich Anno 66 —“

Und er, der hochherrschastliche Kutcher, setzte sich wieder, nicht gerade sehr elegant, auf die Futterkiste und begann herablassend, aber ausführlich von seinen böhmischen Kriegsabenteuern zu erzählen.

Das Mädchen hörte ihm geduldig zu, aber in den lustigen Dramenungen leuchtete dann und wann der Schalk auf, und um die rosig-frischen Lippen zuckte es belustigt.

Und als er endlich mit seiner Erzählung fertig war, die Hände über dem Bauch faltete und selbstgefällig lächelnd fragte: „Na, was sagst du nun?“, da antwortete sie mit erkünsteltem Ernst: „Ja, das war ja ganz nett, aber mein Großvater, der ist bei Jöstedt verumdet worden, der hat viel, viel mehr erlebt.“

Wieder schnitt der Kutcher ein nicht sehr geistreiches Gesicht.

„Jöstedt? Bah, diese kleinen Gesechte von 48 bis 50? Gar nichts, mein Kind, gar nichts gegen den Krieg mit Österreich.“

Und plötzlich besann er sich, daß ein hochherrschastlicher Kutcher sich mit einer Stallmagd — und sei sie noch so niedlich — doch nicht so weit einlassen darf. Er machte eine herablassende Handbewegung und sagte: „Jetzt ist es genug, mein Kind, du wirst ja auch noch zu arbeiten haben.“

„Mehr als Sie, Herr Kutcher“, und lachend verließ das Mädchen den Pferdestall, wo er jetzt weiter seinen trüben Gedanken nachhängen konnte.

Und die, gegen welche sich die stummen Vorwürfe ihres Personals richteten, ahnte nichts von dem geheimen Stöhnen und Wutern über diese gräßlich öde Rüste. Sie stampfte im fußfreien Rod munter auf dem breiigen Wege dahin.

Sie hatte Meggers gegenüber den Wunsch geäußert, sie möchte sich einen der großen Marschhöfe ansehen, und wie sie eigentlich erwartet und gehofft hatte, meinte der Wirt, da solle sie nur mal zu Garring hinübergehen; den einen Sohn kenne sie ja schon von der Halligfahrt her, und der alte Garring sei ein prächtiger Kerl. Nur könne er es auf den Tod nicht leiden, wenn er bei seinem Titel als Koogsinspektor angedeutet würde.

Draußen im bläulichen Dunst des Regens ragte auf der Warft der Garring'sche Hof, ein charakteristisches, nordfriesisches Banghaus, dessen blinkende Fensterreihen in weißgestrichenen Rahmen weithin einladend und gastlich sich vom ungeputzten rotbraunen Mauerwerk abhoben.

Hinter dem Hause und an der vor Seewind geschützten Seite befand sich ein großer Garten mit alten Obstbäumen. An der Westseite lagen Dünger- und Genußhäusen, ein Diemen Stroh, weiter unten, am Rande der Warft, stand das kleine Backhaus mit der Räucherammer.

Die Gräfin hatte den breiten Bradboer Weg verlassen und war eingebogen in den schmäleren Weg, der mit seiner einen ausgefahrenen Wagenspur leise an einen eingleisigen Eisenbahnschienenweg erinnern konnte.

Jetzt lag der langgestreckte Bau vor ihr. In der Mitte befand sich die offenstehende doppelflügelige Haustür — „Strägentür“ nennen sie die friesischen Bauern —, welche auf die mit Steinsfliesen belegte Lohdiele führte. An den Gardinen und Blumentöpfen erkannte die Gräfin, daß sich rechts von der Lohdiele die Wohnräume befanden, während links die weißgestrichene Stalltür und das gewaltige Scheunentor verriet, daß hier die Stallungen und Vorratskammern sein mußten.

In stolzer Einsamkeit lag der Hof da, in einer Abgeschlossenheit, welche noch durch den Graben verstärkt wurde, welcher rings die Warft umgab. Eine breite weiß und grün gestrichene Holzbrücke führte vom Wege hinüber. Im Schilfdickicht rounte und flüsterte der Seewind. Gänse- und Entenscharen ruderten schnatternd

durch das grünbedeckte Wasser. Auf dem Hofplatz vor dem Hause schritten würdig die Hühner einher, dazwischen trippelten ruhelos weiße und gelbe Küken.

Als die Gräfin über die Holzbrücke schritt, erhob sich vor der Tür ein riesiger Bernhardiner, stieß eine paar tiefe Baute aus und erwartete ruhig die Fremde.

Die Gräfin sah, daß ein Männerarm drinnen die Gardine eines Fensters beiseite schob, daß eine Faust gegen die Scheiben klopfte. Und der Hund mußte das Zeichen verstehen, er ließ die Fremde ungehindert auf die Bohdiere.

Eine Tür wurde geöffnet, und ein älterer Mann, den Federhalter noch in der Hand, sah die Gräfin mit fragendem Blick an.

Sie nannte ihren Namen und sagte, daß sie gern einen richtigen friesischen Bauernhof kennen lernen möchte.

„Bitte treten Sie ein“, antwortete er, „bitte, setzen Sie sich“, und während er sich wieder am Schreibtisch nahe dem Fenster niederließ, fuhr er fort: „Entschuldigen Sie mich bitte einige Minuten nur, der Briefträger kommt gleich vor, und dieses Schreiben muß morgen früh beim Vordrat sein.“

Sie bat ihn, sich doch nicht stören zu lassen.

Während er große, feste Buchstaben auf den weißen Kanzleibogen zeichnete, hatte sie Ruhe, den Mann zu betrachten. Ein echtes Friesengesicht, länglich, schmal, rasiert. Ein kurzgeschnittener, eisgrauer Vollbart rahmte die gebräunten Wangen ein. Und die Augen, die ruhig und klug auf das Papier niederblickten, waren stahlgrau.

Der Mann hat trotz seiner Schlichtheit etwas selbstsam Aristokratisches, dachte die Gräfin. Dann aber ließ sie, da sie fürchtete, er möchte ihr Beobachten bemerken, den Blick durch den Raum gleiten.

Der Schreibtisch war groß und wichtig und hatte, da sich gar nichts Überflüssiges darauf befand, etwas kontormäßig Kahles. An der Wand erhob sich bis zur Decke hin ein gewaltiger Bücherständer, dicke Bände, alle gleich einfach gebunden — viele Jahrbände von Gesetzsammlungen und Amtsblättern. Stapel von landwirtschaftlichen Zeitschriften, ein Buch über die Jagd, künstliche Düngerverwertung, Bibel, Gesangbuch, einige Klassiker. Die moderne Literatur schien gar nicht vertreten zu sein.

Die Wände zierten eine Karte „Nordfrieslands Garden vor der großen Flut 1634“ und einige ältere Kupferstiche. Auf der oberen Platte eines schwarzpolierten Klaviers standen Photographien, Frauen und Mädchen mit blonden, recht puritanischen Scheiteln, knorrige Männer und Jünglinge in Uniform, und die Gräfin, welche durch Bettern, Nachbarn, Gatten der Freundinnen ziemlich genau über militärische Wzeichen unterrichtet war, erkannte, daß alle diese strammen Jungen die Gardeligen trugen. An den Balken, auf welchen die weißgestrichenen Bretter der Zimmerdecke lasteten, hingen Jagdflinten. Die Möbel waren nicht stilgerecht, zwei alte Armstühle, deren Schnitzereien die Vordeltern der Harrings wohl in arbeitsamen Wintertagen selbst gefertigt, lockten mit ihren schweren buntgestickten Kissen. Ein Sofa im Schnörkelstil des Rokoko, während die steifbeinigen Ebenholztische aus jener Zeit zu stammen schienen, da Theodor Körner sein „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen...“ dichtete. Etwas ungemein friadlich Unheimliches hatte dieses Zimmer, und die Gräfin malte sich aus, wie behaglich und gemütlich die Familie wohl um die gelbe Lampe sitzen würde, wenn draußen der Sturm haulte und die Schneeflocken wirbelten.

Draußen klapperte der schwere Schritt des Vordratsträgers über den Hofplatz. Ein wenig schneller fuhr des Roogsinspektors Feder über das Papier. Jetzt noch Name — Siegel — Umschlag. Er ging hinaus, die Gräfin hörte: „Lassen Sie sich in der Küche nur'n steifen Grog und'n Würstbrot geben“, und Haring trat wieder ein.

„So, nun stehe ich zu Ihrer Verfügung. Wollen wir gleich den Hof besuchen? Das Vieh ist ja allerdings draußen auf den Fennen.“

Die Gräfin erhob sich.

Sie schritten durch die Stallungen und Scheunen, deren Sauberkeit der Gräfin eine Bemerkung entlockte.

„Na, wenn man vier stramme Jungen zu Hause hat, kann man's schon sauber halten.“

„Vier? Ich denke fünf.“

„Nein, einer glaubte als Junge keine Lust zur Landwirtschaft zu haben und studierte. Jetzt sitzt er als Arzt in Berlin und —“ über des Roogsinspektors Gesicht huschte ein gutmütig überlegenes Lächeln — „und scheint nicht sehr große Praxis zu haben, denn immer wieder schreibt er lange Briefe, fragt nach dem Großvieh und den Schafen, nach der Heuernte und dem Stand des Weizens. Und klagt, wenn wir ihm nicht ganz ausführlich antworten. Der arme Junge — er kann trotz seiner dreißig Jahre nicht das Heumehl loswerden.“

Die Gräfin nickte ernst; es war ihr plötzlich so verständlich, daß an einem Menschen, dessen Ahnen auf so stolzem Marschhof hausten, in den Mauern der Großstadt das Heumehl fressen mußte.

„Aber die anderen sind alle Bauern?“

„Alle. Der zweite redet allerdings immer davon, daß er nach Amerika auswandern will; es sind viele von hier übergegangen und da drüben Farmer geworden. Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich's verhindern könnte.“

Gräfin Karola wußte nicht, was sie antworten sollte, und auch er schwieg.

Sie schritten über den regennassen Hofplatz zum Backhaus hinüber, an dessen rotbrauner Mauer ein breitfrontiger Holunderbusch stand.

„Sind Ihre Söhne bei diesem Wetter auf dem Felde?“ fragte sie scheinbar gleichgültig, nur um ein Wort zu sagen.

„Einer ist mit Vieh nach Husum, zwei laufen etwa hundert Stück Jungschafe in Eiderstedt und Momme ist nach Bredbro gefahren.“

„Das ist der jüngste? O, den kenne ich ja von der Halligfabrt her.“

Der Roogsinspektor sah sie fragend an.

„Waren Sie mit Meggers und meinem Sohn nach Viefut?“

„Ich war mit“, antwortete die Gräfin, und es lag großer Stolz in ihren Worten.

„Alle Wetter“, entfuhr es dem Mann, und er streifte sie mit einem Blick, als sagte er sich: Donner, die muß man doch anders einschätzen als sonst 'ne Stadtdame.

Ein Wagen ratterte über die Holzbrücke zur Warft hinaus. Momme Harring kam aus Bredbro zurück.

„Guten Tag“, grüßte er die Gräfin fast fränsend nebenher, wandte sich dann sofort an den Vater: „Das Jungvieh ist ausgebrochen, läuft im Hafer.“

„Se, Klas, wann das Milchpferd an“, rief der Roogsinspektor einem Knecht zu, der gerade von der nahen Koppel kam.

„Die alte Stute hält still vomn Wagen, während wir die Beester raustreiben“, sagte er, und zur Gräfin gewandt, „verzeihen Sie, wir müssen Vieh aus dem Hofersfeld treiben. Darf ich Sie nach der Stube bitten, meine Frau wird gleich in der Küche fertig sein.“

Die Gräfin bosann sich kurz. Dann sagte sie: „Ich werde schnell Ihre Frau begrüßen und dann — dann nehmen Sie mich mit, ich möchte diese Fahrt mitmachen. Nicht wahr —“ und sie wandte sich an Momme — „fürchtbar störend bin ich nicht?“

Er mußte lachen.

„Nun, so gefährlich wie eine Halligfabrt bei Springflut wird diese Reise nicht.“

„Also abgemacht.“

Die Gräfin ging ins Wohnhaus und trat mit unbekannter Natürlichkeit von der Bohdiere in die Küche, deren Tür offen stand.

Frau Harring war gerade mit dem Dienstmädchen beim Einkochen von Johannisbeersaft.

„Frau Sarring, nicht wahr?“ sagte die Gräfin, „ich wollte Ihnen doch schnell guten Tag wünschen, bevor wir fahren. Bitte, lassen Sie sich doch nicht hören.“

Die Frau des Koogsinspektors war kleiner, eigentlich gerlich im Verhältniß zu den anderen Frauen der Küste. Auf ihrem dunkelblonden, von silbrigen Fäden durchwobenen Haar saß eine altmodische Haube. Ein paar warme, dunkelblaue Augen gaben ihr etwas von dem lieblichen, Frauenhaftes und Mütterliches. Und während die Gräfin mit ihr sprach, hielt sie die vom Saft feuchten Hände der älteren Frau fast ärtlich fest.

(Fortsetzung folgt.)

== Bunte Welt. ==

Friedrich Müllerts Polizeierlebnis. (Zum 31. Januar.)

Friedrich Rückert, der vor 50 Jahren Verstorbene, der heute mit Recht als einer der deutschen unserer Dichter gilt, war noch nicht dreißigjährig eine vielumfrittene und zum Theil sehr scharf angegriffene Persönlichkeit. In jener unruhigen, von Krieg und Parteistreit aufgewühlten Zeit wurde jedermann verächtigt, der sich nicht an die ebenso strengen wie gekünstelten gesellschaftlichen Regeln hielt und in Art oder Aussehen den Rahmen des Gewöhnlichen, Vorschriftsmäßigen sprengte. Ein interessantes und heute nicht ohne Komik erscheinendes Beispiel für das unliebsame Aufsehen, das der in ungebundener Natürlichkeit lebende junge Dichter in jenen Tagen durch vorschriftsmäßiges Aukenes erregte, findet sich in einem Brief, den die Legationssekretärswitwe und Schriftstellerin Therese Guher, die Nachfolgerin Rückerts, in der Redaktion des Stuttgarter „Morgenblattes“ im Jahre 1817 an ihren in Göppingen gelebenden Sohn richtete. „Ich habe“, moerungen seit 1860 als Bibliobild interessanten Schreiben, „in eine Unterkunft gefunden.

Sache dem Kronprinzen (dem nachmaligen König Wilhelm) zu Ohren kam, und wie dieser sich des verfolgten Dichters annahm, erzählte der württembergische Staatsminister und Bewunderer Rückerts, Graf von Wangenheim. „Cotta anordnete dem Grafen Winkingerode: er könne die Sache nicht schriftlich abmachen, sie müsse daher bis zu seiner Rückkehr nach Stuttgart auf sich beruhen. Als diese erfolgt war und Winkingerode als Polizeiminister auf der Verweisung Rückerts bestand, entdeckte Cotta mir die ganze Sache. Ich ließ, ohne Rückert von dem Grund meiner Anfrage etwas zu sagen, anspannen und fuhr nach Bellevue zu dem Kronprinzen. Ich erzählte ihm einfach und mit erzwungener Gleichgültigkeit den Vorgang und gab ihm dann Winkingerodes Brief an Cotta. Er las ihn. Ich wünschte, du hättest die Bornesflamme in dem sonst so kalten Gesicht aufsteigen sehen, als er beim Lesen an die Stelle von der Vertreibung aus dem Lande kam. Du würdest wie ich darin eine Bürgschaft mehr für das Glück Württembergs gefunden haben. Der Kronprinz schellte, ließ seinen Oberhofmeister rufen und befahl ihm, auf der Stelle zum Polizeiminister zu fahren und diesem zu sagen: „Er, der Kronprinz, bürgt für Rückert für jetzt und für die Zukunft, und niemand sollte es wagen, denselben anders anzugreifen als vor Gericht: Er wolle ihn unter dem Gesetz wissen wie jeden anderen, und nicht unter der polizeilichen Willkür“. So wurde Rückert von höchster Stelle beschützt und vor einem schlimmen Ende dieses Polizeierlebnisses bewahrt.

Die Überschwemmung in Holland und die Trockenlegung der Zuydersee. Die große Überschwemmung in Holland lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Zuydersee und den Plan, sie trocken zu legen und der landwirtschaftlichen Benützung zu erschließen. Dieser größte Bufen der Nordsee an der holländischen Küste umfaßt 57 Quadratmeilen. Früher war er ein geschlossener See, dessen nordwestliches Ufer im 13. Jahrhundert von den Wassernagen des Meeres niedergewaschen wurde. Die mittlere Tiefe der See beträgt 8,5, die größte 6 Meter. Doch machen die vielen Untiefen bei den oft plötzlich auftretenden Stürmen die Schifffahrt nicht unmöglich.

Schach

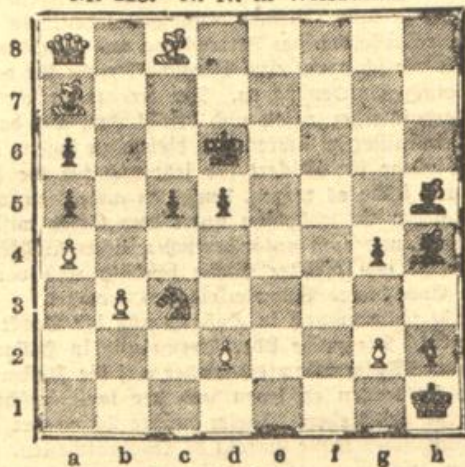
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatt zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 30. Januar 1916.

Aufgaben.

Nr. 418. N. N. in Wiesbaden.



Matt in 4 Zügen.

Nr. 419. J. Hody.

Weiß: Kb1, Dg8, Tg7. (3 Stück.)

Schwarz: Kh5, Sf8, Lf1, Bn2, h7. (5 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

Nr. 420. L. Brunner.

Weiß: Kg2, De6, Sb2, f1, Ld1, Bd3, e2. (7 Stück.)

Schwarz: Ke1, Se5. (2 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

Partie 153.

Gespielt im März 1915 in Triberg.

Weiß: Bogoljubow. Schwarz: Flamborg.

1. e2—e4	e7—e5	15. Sg4—e2	Dg6—f6
2. Sg1—f3	Sb8—c6	16. Lc1—e3	Sd7—f8
3. Sf1—b5	a7—a6	17. Dd1—d2!	Lc8—a6
4. Lb5×c6	b7×c6	18. Le3—g5	Df6—e6
5. Sb1—c3	Lf8—c5	19. Se2—f4	De6—d7
6. Sf3×e5	Dd8—g5	20. Sf4—h5	La6×f1
7. Se5—g4	Dg5—g6 ¹⁾	21. Sf5×g7	Lf1—e2
8. 0—0	d7—d6	22. Dd2×e2	La7×d4
9. Sg4—e3	Sg8—f6	23. Sg7×e8	D7×e8
10. d2—d4	Lc5—a7	24. Lg5—f6	Schwarz gibt
11. f2—f3	0—0	auf. — Auf Sf8—e6 wäre	
12. Kgl—h1	a6—a5	25. De2—d2, Ld4—b6 26. Lf6	
13. g2—g4 ¹⁾	Tf8—e8	—c3 mit der Drohung Sh5	
14. Se3—f5	Sf6—d7	—f6 oder Dd2—h6 gefolgt.	

¹⁾ Auf d7—d6 hätte Weiß einfach d2—d4 erwidert, offenbar mit Vorteil. — ²⁾ Der Beginn eines starken Angriffs gegen den König. Auf Lc8—a6 folgt nun Se3—f5.

Auflösungen.

Nr. 414 (2 Züge). 1. Ld3.

Nr. 415 (6 Züge). 1. Tg2, Kh5 2. h4, Kh6 3. h5, Kh7 4. h6, Kh8 5. h7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. B. und Karl Hofmann in Wiesbaden, zu Nr. 415 auch J. Markert in Erbenheim und zu Nr. 414 Pionier K. Seeland in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Ergänzungsrätsel.

. i d, Z . . . e, Le Bi . . . e, . . . ne,
S . . rn, S . . . m . f, S . . . de, M es,
Z Grö

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu ergänzen, die dann im Zusammenhang gelesen ein auf dem Balkan bevorstehendes Ereignis benennen müssen. Die durch die ergänzten Buchstaben entstandenen Wörter haben in anderer Reihenfolge nachstehende Bedeutungen: Bergmännischer Ausdruck, Teil der Kleidung, Zahlwort, Nagetier, Himmelskörper, Gabe, Nahrungsmittel, Insekt, tierischer Stoff, Teil des Mundes, edles Vergnügen, landliche Arbeitsstätte, Insel im höheren Norden.

Der Muschik.

Hier ist ein Muschik, der
Den aber unsere Krieger,
Ist harmlos der Kerl, so
Oder ein bisschen derber

Ganz unschuldig tat er und er schwur
Bei allen Heiligen, daß er sich nur
Aus Angst vor den wilden Kosaken verkroch.
Ei; daecht ich, die Pauke hat sicher ein Loch!
Ich ließ ihn durchsuchen. O, was man da fand!
Zwei Zettel, drauf Jwan und Orel stand.
Einen Nagel, ein Pfeifchen und einen Stein —
Ich legt es zusammen. Was soll das sein?
So wie ich es legte, gleich ward mir klar
Aus den Anfangszeichen, was jener war.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	Zukünftiges Land.
2	3	5	9	8	9				Truppengattung.
3	8	7	8	6					Musikinstrument.
4	6	5	1						Ruhestätte.
5	6	7	8						Musikstück.
6	7	4	5						Deutsch-russische Stadt.
7	6	5	9						Land in Asien.
8	3	3	4						Weiblicher Vorname.
9	5	4	8	3					Befestigungsmittel.

Buchstabenrätsel.

Ich bin ein schlichter Mann vom Land,
Hab' nur fürs Praktische Verstand.
Doch stellt ihr meine Zeichen um,
Gab die Musik mir Ehr' und Ruhm.
Nun setzt davor noch einen Laut —
In mir ihr einen Fluß dann schaut.
Gebt ihr mir nun noch einen Fuß,
Belohn' ich Euch durch Kunstgenuß,
Ich hab' ersonnen und erdacht,
Was Groß und Klein hat Freud' gebracht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 37.

Bilderrätsel: Weihnachtsgaben für unsere Feldgrauen.
— Silbenrätsel: Mackensen, Lietzmann. (Meran, Albion, Cuba, Krim, Elz, Niort, Salome, Enseli, Neapel.) —
Rätsel: Puppe — Hupe.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Wetter-Märchen.

Von M. Herrmann.

Vor vielen Jahren, als es noch keine Eisenbahnen gab, lebte in dem Dorfe Malchow, einige Stunden von der Stadt Berlin entfernt, ein Bauer Namens Gottlieb, der nicht anders als der grobe Gottlieb geheissen wurde.

Trotz seines rauhen Wesens, das ihm das Eigenschaftswort vor seinem Namen eingetragen hatte, war er bei den übrigen Dorfbewohnern wegen seines Fleißes und seiner Tüchtigkeit geachtet und bei seinen Kunden in Berlin wohl angesehen wegen der guten Kartoffeln, die er zur Herbstzeit in ihre Keller lieferte.

Zu diesen Kunden gehörte auch ein Lehrer, der mit seinen vier Kindern, zwei Mädchen und zwei Knaben, des Öfteren nach Malchow wanderte und dann bei dem groben Gottlieb einkehrte.

Für seine Kinder war das immer ein besonderes Fest, und der Kaffee aus gebranntem Roggen mit Milch versetzt und mit Rübensyrup versüßt, den die Bäuerin in einer großen, braunen Kanne auf den Tisch brachte, dünkte ihnen ein köstliches Getränk und das schwarze Bauernbrot ein Leckerbissen.

Aber auch für die Kinder des groben Gottlieb gab es kein größeres Vergnügen, als wenn Onkel Wilhelm, wie der Lehrer sich von Gottliebs Kindern nennen ließ, als Gast einkehrte. Des Bauern Älteste, die vierzehnjährige Liese, wegen ihres stillen, insichgekehrten Wesens Traumliese genannt, hatte den Onkel Wilhelm besonders in ihr Herz geschlossen.

Wenn er nach Malchow kam, pflegte er mit seinen und Gottliebs Kindern in den nahen Wald zu ziehen und mit der ganzen Kinderschar lustig zu spielen und umherzutollen. Waren die Kinder dann ermüdet, lagerten sie sich rund um den Onkel auf dem Waldboden und ließen sich Geschichten erzählen von den Tieren, die im Walde ihr Wesen trieben.

An einem schönen Sonntag im Monat Mai kam Onkel Wilhelm auch wieder anmarschiert. Seine Kinder hatten ihre Taschentücher an Stöcke gebunden und schwentkten sie fröhlich im Takt eines Marschliedes, das ihr Vater ihnen gedichtet hatte. Sie trafen den groben Gottlieb vor der Tür seines Hauses aufmerksam den Himmel betrachtend, an dem auch nicht die geringste Spur eines Wölkchens zu sehen war.

„Prächtiges Wetter!“ rief ihm der Lehrer schon von weitem zu.

„Was ihr Städter vom Wetter versteht,“ knurrte Gottlieb, „wenn es weiter so geht mit dem schönen Wetter, wird es trübe mit der Ernte aussehen. Im vorigen Jahr zu viel Regen, in diesem Jahr zu viel Trockenheit, seit vier Wochen Morgenwind und kein

Tröpfchen Regen, nicht einmal mehr Tau des Morgens, da können die Kartoffeln in unserm leichten Sandboden nicht ansetzen.“

„Onkel Wilhelm ist da!“ rief drinnen jetzt eins der Bauernkinder und nun liefen alle nach draußen. Auch die Bäuerin trat heraus und begrüßte die Gäste. Dann richtete sie den Tisch, brachte Brot und Butter und den ersehnten braunen Labetrunk, den Bauernkaffee, wie der Lehrer und seine Kinder das Getränk nannten. Hungrig und durstig nach dem stundenlangen Marsch schmeckte es ihnen vortrefflich.

Nach beendeter Mahlzeit sagte Onkel Wilhelm: „Nun geht es in den Wald, zuerst nach der Vogeltränke; wir wollen sehen, ob das Wasserlein nicht etwa vertrocknet ist, weil es so lange nicht geregnet hat.“

Seine Kinder stellten sich mit ihren Fähnlein marschbereit, und nun wollten die Kinder des groben Gottlieb auch Fähnlein haben. Sie suchten aus dem Reisighaufen an der Scheune lange Stöcke heraus und Traumliese band bunte Tücher daran, die ihr die Mutter auf ihr Bitten gegeben hatte. Der Bauer brummelte zwar etliches in den Bart darüber, aber er schmunzelte doch, als die vier Kinder des Lehrers und seine sechs bis zum jüngsten dreijährigen herab mit fröhlichem Singen vom Hof marschierten.

In der Vogeltränke im Walde machte Onkel Wilhelm Halt. An einem sanften Abhang, der dicht mit hohem, buschigem Unterholz bewachsen war, sprudelte sonst ein Wasserlein aus dem Boden, sammelte sich in einem mit Steinen ausgelegten Becken und floss dann durch eine hölzerne Rinne nach dem nahen Felde.

Hier pflegten die Vögel des Waldes und des Feldes ihren Durst zu löschen. Aber damit sah es jetzt trübe aus. Nur tropfenweise sickerte das Wasser heraus, und was sich im Becken sammelte, trocknete Sonne und Wind alsbald wieder hinweg.

„Hier müssen wir helfen, sonst verdursten unsere Sänger,“ sagte Onkel Wilhelm.

„Wir wollen Wasser von unserm Brunnen holen,“ schlug Traumliese vor, und es war, als hätten die Vögel, die hier besonders zahlreich nisteten, die Worte verstanden, denn immer mehr kamen herbeigesflogen und besetzten die Büsche. Traumliese lief mit den drei größten Kindern nach dem Hof; bald kamen sie mit Eimern voll mit Wasser zurück und entleerten sie in das Becken.

Dann versteckte sich die ganze Gesellschaft in der nahegelegenen Hütte, die einst ein Vogelfreund aus Rundhölzern aufgebaut und mit Gucklöchern versehen hatte. Kaum war das letzte Kind in der Hütte verschwunden, so flatterten von allen Seiten die Vögel

herbei. Das war ein Hin und Her, ein Flattern, Niedertauchen und freudiges Zwitschern, daß die heimlichen Beobachter in der Hütte eine herzinnige Freude daran hatten.

Allzu schnell verging nun den Kindern die Zeit in fröhlichem Spiel, denn zeitig genug, um noch die Stadt vor Anbruch der Nacht zu erreichen, mußte der Lehrer mit seinen Kindern Abschied nehmen.

Am nächsten Morgen in aller Frühe schaute der Bauer zuerst nach dem kunstvoll geschnittenen Wetterhäuschen, ein uraltes Erbstück in der Familie, das an der Vorderseite des Hauses seinen Platz hatte.

Vor dem Häuschen stand auch heute, wie schon wochenlang, das Männlein mit dem Hirtenstab, was auf beständiges Wetter schließen ließ. Da nahm der grobe Gottlieb seine Mütze vom Kopf und warf sie voller Jörn auf das Männlein. „Noch kein Regen in Aussicht“, schalt er, „wenn das mit den Mägen hier so weiter geht, verkaufe ich das ganze Hungerland und ziehe nach Amerika, dort gibt es noch genug Urboden billig zu kaufen.“

Über diese Worte erschraf Traumliefe heftig. Nach Amerika, über das große Wasser wollte der Vater gehen, dann müßten sie die Heimat verlassen, und Onkel Wilhelm würde nicht mehr zu Besuch kommen. Belebten Herzens machte sie sich an ihre Arbeit.

Als die Eltern erst draußen auf dem Felde waren und die Geschwister noch schliefen, füllte sie einen Eimer mit Wasser, um ihn nach der Vogeltränke zu tragen. Aus der Haustür tretend, fand sie das Wettermännlein am Boden liegen, der Kopf war ihm glatt vom Rumpf gebrochen. Da liefen ihr vor Trauer die Tränen über die Backen; behutsam nahm sie die Teile vom Boden auf und legte sie auf den Küchentisch. Dann nahm sie ein Ei, das sie in der Frühe noch warm aus dem Hühnerstall geholt hatte, ließ den Inhalt in ein Töpfchen rinnen, nahm die feine Haut, die unter der Schale saß, klebte mit ihr fein säuberlich den Kopf wieder auf den Rumpf und feuchtete den Riß ringsum mit Eiweiß.

Voller Freude über das gelungene Werk stellte sie das Männlein wieder auf seinen Platz. Nach emsigem Suchen fand sie auch das zierliche Stäbchen, das unverfehrt in einiger Entfernung am Boden lag, und steckte es in die rund geballte Hand des Wettermännleins.

Als sie noch in liebevoller Betrachtung des Wetterhäuschens auf der Leiter stand, fing das Männlein plötzlich mit wispernder Stimme an zu reden: „Ich danke Dir, Traumliefe, daß Du mir meinen Kopf wieder aufgesetzt und mein Zauberstäbchen wieder gebracht hast. Zum Dank will ich Dir mein Stäbchen bis heut' Abend leihen; wenn Du es bei Dir hast, kannst Du mit allen Tieren reden. Sie werden Dich verstehen und Du wirst auch ihre Sprache verstehen.“

Staunend horchte Traumliefe auf die Worte des Wettermännleins. Dann fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf: „Jetzt kann ich verstehen, was die Vögel sich erzählen“, nahm vorsichtig das Stäbchen an sich, stieg von der Leiter herab, ergriff ihren gefüllten Eimer und lief nach der Vogeltränke. Sie goß das Wasser in das Becken und versteckte sich dann in der Hütte.

Von allen Seiten kamen die Vögel herbeigeschwirrt. „Welch ein Glück“, sagte eine schwarzgefiederte Amsel, „daß wir frisches Trinkwasser haben.“

„Das war die Traumliefe, die es gebracht hat“, rief eine Gartenammer, „ich sehe sie jeden Tag, wenn ich auf dem Birnbaum in ihrem Garten sitze.“

„Es gibt doch noch gute, gute Menschen, gute Menschen“, schmettete der Fink, nachdem er sich satt getrunken hatte.

„Pah!“, rief eine Meise, „die Menschen wissen recht gut, daß sie sich damit nur selber Gutes tun, weil wir ihnen die Bäume von Insekten frei halten.“

„Nun, nun, Frau Nachbarin, eine Liebe ist der anderen wert“, zwitscherte ein Gartenschwänzchen.

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Frau Meise“, flötete eine Drossel, „so leicht verdurstet kein Vogel, wenn auch die Menschen nicht für uns sorgen. Wasser gibt es in der Mark die Fülle, dann wechseln wir eben unseren Standort.“

„Schämt euch, schämt euch!“ rief eine Grasmücke. „Ihr werdet doch jetzt zur Brutzeit die Gegend nicht verlassen wollen und die Jungen im Stich lassen, darum laßt uns dankbar sein für die gute Gabe; gute, gute Gabe“, sang sie fröhlich.

Ein munterer Kleiber, der kopfabwärts an einem Baustamm herunterkletterte, rief von oben: „An der Trockenheit hat nur der Abendwind Schuld. Der Faulpelz schläft schon seit Wochen, ich sah ihn gestern am Tegeler See, in den Nebeln des versumpften Ufers liegen. Er bringt uns keine Wolken vom atlantischen Ozean, und der Morgenwind, der boschafte Geselle, nimmt die Gelegenheit wahr, uns das letzte bißchen Naß wegzunehmen.“

„Vorsicht! Räuber! Mörder!“ fiel mit gellenden Rufen ein Rotspecht ein, und im Nu waren alle Vögel verschwunden. An dem Wasserbecken aber ließ sich eine graue Nebelkrähe zum Trinken nieder.

Da nahte sich ihr von hinten, vorsichtig schleichend, eine große, schwarze Katze. Eilend sprang Traumliefe aus der Hütte, um die Katze zu verjagen, doch schon hatte sie die Krähe am Flügel gepackt, die angstvoll schreiend mit dem andern Flügel um sich schlug. Als jedoch Traumliefe mit einem dünnen Ast die Räuberin kräftig über den Rücken schlug, ließ sie ihre Beute fahren und lief feldwärts.

„Fange Dir Feldmäuse, aber laß mir die Vögel in Ruh“, rief ihr Traumliefe nach. Dann hob sie die Krähe auf, die traurig am Boden hockte, und glättete ihr mitleidig den zerzausten Flügel.

„Jetzt kann ich nicht fliegen“, jammerte die Krähe. „Es wird schon wieder gut werden“, tröstete Traumliefe. „Ich nehme Dich mit heim, bis der Flügel wieder heil ist.“ Sie setzte die Krähe auf ihre Schulter, nahm den Eimer und schritt heimwärts.

Unterwegs sagte die Krähe: „Du bist ein gutes Kind, Du hast mir das Leben gerettet, gern möchte ich es Dir vergelten, aber ich weiß nicht womit.“

Da seufzte Traumliefe, denn sie dachte an des Vaters Worte von Amerika und sagte zu der Krähe: „Wenn man den Abendwind wecken könnte, daß er uns Regen brächte, dann wäre mir geholfen, unsere Kartoffeln würden wachsen, und wir könnten in der Heimat bleiben.“

„Den Abendwind wollte ich schon wecken, aber ich kann ja nicht hinfliegen“, jammerte die Krähe.

„Wenn ich Dich nun hintragen würde“, sagte Traumliefe, „ist der Tegeler See weit von hier?“

„Gar nicht weit“, sagte die Krähe, „ich fliege in einer halben Stunde hin; eine Schwalbe würde es in einer Viertelstunde schaffen.“

„Ich kann aber nicht fliegen“, erwiderte Traumliefe, „da müßte ich wohl viele Stunden laufen, wenn ich nur den Weg wüßte, würde ich es gern tun.“

„Den Weg kann ich Dir zeigen“, sagte die Krähe, „Du brauchst nur immer Deinen Schatten vor Dir hergehen zu lassen, dann kommst Du sicher hin, denn der Tegeler See liegt gegen Abend von hier, und ich kenne die nächsten Wege, die auch das Wild läuft, wenn es zur Tränke an den See will.“

Jetzt waren sie auf dem Hof angelangt, Traumliefe setzte die Krähe auf das Dach des Schweinefobens und brachte ihr als Futter eine Maus, die sich in der Falle gefangen hatte; dann lief sie hinein, um die Geschwister mit Frühstück zu versorgen und die älteren für die Schule fertig zu machen, setzte dann den Topf mit Speck zum Feuer und schüttete die Erbsen hinein, die die Mutter schon Tags zuvor zum Aufquellen ins Wasser getan hatte. Damit das Feuer weiterglimme, legte sie ringsum Braunkohlen und machte sich dann für eine weite Wanderung bereit.

Sie band sich zum Schutz gegen die blendende Sonne ein buntes Kattuntuch um den Kopf, empfahl den beiden Jüngsten, hübsch brav zu sein, und mit der Krähe auf der Schulter, ihr Bündelchen mit Brotschnitten am Arm, des Vaters derben Knotenstock in der rechten und dem Zauberstäbchen in der linken Hand, schritt sie rüstig aus. (Schluß folgt.)



Hoffmann von Fallersleben,

der Dichter von „Deutschland, Deutschland über alles“.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — ich war Sekundaner — als die oberen Klassen des Gymnasiums zu Minden, meiner Vaterstadt, eine dreitägige „Turnfahrt“ die Weser hinauf durch das schöne Westertal über Hörter unternahmen. Von dort aus zogen wir die wohlgepflegte, schattige Allee nach dem ehrwürdigen Schlosse Corvey, welches seit 1840 dem Herzoge von Ratibor gehört.

Bald lag sie vor uns, die ehemalige, von Ludwig dem Frommen 820 gegründete Abtei, wo einst Wido Kind seine Geschichte der Sassen geschrieben hat, und wo der „Heliand“ entstanden sein soll.

Die Strahlen der untergehenden Sonne woben schon ihre Schleier um die hohen Dachfirste, daher konnten wir das Innere der Abtei nicht mehr betreten.

Für den nächsten Morgen war die Besichtigung, namentlich der Bibliothek, vorbehalten. Mir klopfte das Herz in der Brust während der sich zu lang ausdehnenden Nacht.

Hatte doch ein deutscher Dichter, eine Menschengattung, von der ich noch kein Exemplar gesehen, hier nach vielfachen rastlosen Wanderungen seit 1860 als Bibliothekar des Herzogs von Ratibor eine Unterkunft gefunden.

Hoffmann von Fallersleben! — Ihn zu sehen, ihn womöglich zu sprechen, ihm geheim, ganz geheim anzuvertrauen, daß auch ich als Sekundaner eine ganze Zahl von Versen geschrieben, das war meines für die schöne Literatur früh begeisterten Herzens höchster Wunsch.

Wie hatte sich meine rege Phantasie den Dichter ausgemalt! Langes, herabwallendes Haar, ein edles durchgeistigtes Profil, ein Hoherpriester voll Würde und Gemessenheit...

Der Morgen nahte endlich. Ich zog und band lange an meiner Kravatte, reinigte mich von jedem Staubfleckchen, denn nur so war ich würdig, ihn zu sehen. Es schlug 10 Uhr. Die Klassen setzten sich in Bewegung. Wir hielten vor dem Tore der ehemaligen Benediktinerabtei. Von einem Diener geführt, betraten wir die geräumigen Klostergänge deren Wände mit den Brustbildern der Abte geschmückt sind. Interesse erweckte der große Saal der Abtei mit den Fresken der biblischen Geschichte und etlichen Kaiserbildern und die aus Ludwig des Frommen Zeit stammende Krypta in der an den südlichen Hauptflügel des Klosters sich anschließende Kirche. Ihre Gewölbe, Kapitälformen und Profile erinnerten noch lebhaft an die Antike.

Dann schritten wir dem nördlichen Flügel des Schlosses zu. Der Diener ging hinein, wahrscheinlich um uns anzumelden. Nach kurzer Zeit kam er wieder heraus, gefolgt von einem hoch in den Sechzigern sich befindenden Greise, dem das lange weiße und struppige Haar wie eine Mähne um die Stirne lag. Er drückte schalkhaft lächelnd dem Lehrer die Hand und hieß uns näher treten. Ich hielt den Alten im ersten Augenblick für einen Kapellan. Elastischen Schrittes ging er voraus, uns durch alle 15 Säle führend, welche in schönen Mahagonischränken die 150 000 Bände umfassende Bibliothek enthielten.

Es war freilich nicht die alte berühmte Klosterbibliothek, deren reiche Schätze — wie uns unser greiser Führer mitteilte — in das Provinzialarchiv zu Münster und in die Königliche Bibliothek zu Berlin übergegangen waren, sondern es waren neuere Werke aus den letzten zwei Jahrhunderten, welche der Landgraf von Hessen-Rothenburg gestiftet hatte.

Alles erregte meine Neugierde. Aber wo war nur Hoffmann von Fallersleben, der Dichter der reizenden „Kinderlieder“ und so vieler andern schönen Kiedlein, den ich vor allem kennen zu lernen mich sehnte?

„Sie haben nach den langen Wanderjahren, Herr Professor, hier ein schönes Feld der Wirksamkeit gefunden,“ begann unser Lehrer, gegen unsern Führer gewandt. — „Herr Professor?“ Der Alte ein Professor? dachte und sprach ich bei mir selber. Der Angeredete lächelte.

„Ja,“ bestätigte er, „der alte Hoffmann hat hier einen schönen, sorgenfreien Lebensabend gefunden. Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil. Mir fehlt

doch eins, meine Frau, meine Lebensgefährtin und Trösterin des Alters. Sehen Sie, dort haben wir sie begraben!“ Der Alte trat auf ein Fenster zu und zeigte nach dem Klostergarten, wo seine Ida 1860 ihre letzte Ruhestätte gefunden, und er selber sie 14 Jahre später neben ihr finden sollte. Eine Träne fiel dabei aus seinen Augen. Ich war gerührt. „Der alte Hoffmann!“ wiederholte ich bei mir, „er, der Greis, ist also Hoffmann v. Fallersleben?“

Ich trat ganz nahe an den Dichter heran, der mittlerweile sich vom Fenster entfernt und seine heitere Liebenswürdigkeit wieder angenommen hatte. Himmel, welch ein Gegensatz zwischen dem Bilde, welches sich meine Phantasie gestaltet, und der wirklichen Erscheinung! Nichts von dem Hohenpriestertum, der wundervollen Hoheit, dem Bardentum, die ich mir als die notwendigen Attribute eines „Dichters“ in meinem Sekundanerkopfe gedacht hatte. Sein Äußeres war mehr als einfach und schlicht — ein echter Niedersachse —.

Er trug mitten im Sommer eine Kleidung vom derbsten Winterstoffe, ein großes Oberhemd von westfälischem Leinen, und um den Hals unter dem weißen Kragen ein dickes Tuch. Aber auf dem gebeugten Körper ruhte ein bedeutender Kopf, aus dem zwei schalkhaft blühende Augen schauten. Er konnte wieder lachen wie ein Kind, und als wir aus den Mauern des Schlosses heraus waren, da versprach er uns, am Nachmittag ein Stündchen im „Biergarten“ unter der Jugend, an der sein ganzes treues, wackres deutsches Herz hing, verbringen zu wollen. Das war eine Freude für mich, der ich mehr als meine Genossen Interesse für den Dichter zeigte!

Der Nachmittag kam. Auf langen hölzernen Bänken saßen wir an eben solchen Tischen; Hoffmann von Fallersleben und der Lehrer obenan, ich ihm gerade gegenüber. Das Bier in den Gläsern schäumte; aus vollen Kehlen erscholl „Deutschland, Deutschland über alles“, und der greise Dichter sang wacker mit. Das war ein Jubeltag, ein Tag schönster Erinnerung für mich. Wir sprachen über Wanderungen, über die grünen Heimatberge und über die teure Vaterstadt, die Hoffmann bald einmal zu besuchen versprach. Ein Feuer der Begeisterung trat in seine Augen, als er von Deutschland und seiner Zukunft redete. Er sagte prophetisch seine baldige Einigung vorher; er hat sie 1870/71 noch erlebt, und ich konnte ihm am 29. Oktober von Metz aus ein „Vivat Germania!“ auf einer Feldpostkarte senden. Die Stunden unseres Aufenthaltes flogen in Corvey zu schnell vorüber, aber heute, wo wir den großen Weltkrieg von 1914/15 führen, tauchen die Erinnerung und die Gestalt des edlen, biederen und echt deutschen Mannes wieder in meiner Seele auf. Ich bin später auch Geibel, Schack, Bodenstedt, Freytag und andern Poeten näher getreten, aber Hoffmanns Bild umwindet in meiner Erinnerung ein rosiger Jugendschimmer!... Corvey! Gleich im ersten Bande der lyrischen Gedichte steht das am 1. Mai 1872 geschriebene Liedchen: „Dort und hier“.

„O gebt mir meine Berge wieder
Und meines Tales frisches Grün!
Dort hör' ich meines Herzens Lieder,
Dort seh' ich meine Blumen blüh'n.
Dort muß ich stets von neuem singen,
Dort fühl' ich mich so froh und jung,
Dort kann ich mich gen Himmel schwingen
Auf Flügeln der Erinnerung.
Nach jenen Bergen, nur nach jenen
Und jenem Tale zieh't's mich hin,
Dort wohnt mein Hoffen, wohnt mein Sehnen
Und alles, was ich hab' und bin.
Hier schweigen meines Herzens Lieder,
Hier seh' ich keine Blumen blüh'n —
O gebt mir meine Berge wieder
Und meines Tales frisches Grün!“

Hoffmann von Fallersleben war vornehmlich, ja ausschließlich Lyriker. Seine Begabung war beschränkt. Wir haben keine Epen, keine Dramen, keine Novellen von ihm. Aber in seiner Beschränkung zeigte er sich als Meister.

Das volkstümliche Lied galt dem Forscher deutscher Volkspoesie als das echte und rechte Ziel. Und was hat er darin geleistet? Könnte ein einzelner Dichter Volkslieder dichten, Hoffmann von Fallersleben hätte es erreicht! Seine herzigen Kinderlieder, bei denen noch die Alten jauchzen, werden immer leben, nicht minder seine Wander-, Turn- und Liebeslieder. Und seine vaterländischen Gesänge?.. Nun, das dankbare deutsche Volk hat dem, wegen seiner „Unpolitischen Lieder“ einst „abgesetzten Professor“ eine Bronzebüste auf Helgoland, jenem felsigen, meerumspülten Eilande, gesetzt, wo 1841 der Hochgesang „Deutschland, Deutschland über alles!“ seinem lieberreichen, goldenen deutschen Herzen entquollen ist, der mehr dem Vaterlande gewonnen hat und noch gewinnt, als manches Ruhmesmal aus Stein und Erz...

Schmetterlinge als Touristen.

Das alljährlich zu beobachtende Wandern von Tieren hat schon seit langem die Naturforscher zu genaueren Untersuchungen über dieses Problem angeregt. Solche Wanderungen, die sich entweder im Umkreis des Aufenthalts einer Tiergattung oder aber über weite Landstrecken in großen Scharen vollziehen, sind besonders in der Insektenwelt eine häufig wiederkehrende Erscheinung. Die Arten dieser Wanderungen ereignen sich aber auf so mannigfache und grundverschiedene Weise, daß es der Forschung bisher noch nicht gelungen ist, allgemeingültige Regeln für die Ursachen, die Dauer und die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge der Insektenwanderungen festzustellen. Wie in einem den „Insektenreisen“ gewidmeten Aufsatz im „Prometheus“ ausgeführt wird, ist die Annahme, daß der Hunger die treibende Kraft für solche Wanderungen sei, durchaus nicht in allen Fällen richtig. Bei den weitestgereisten Insekten, den Heuschrecken, mag dies tatsächlich zutreffen. Die in der Pflanzenwelt durch ziehende Heuschreckenschwärme angerichteten Verheerungen zeigen zur Genüge, daß es der Hungertrieb ist, der diese Tiere in gewaltigen Massen über Land treibt. Doch auch bei den Heuschreckenwanderungen müssen noch andere Ursachen mitwirkend sein, da auch der größte Heuschreckenschwarm keineswegs von der unteren Donau bis nach dem Norden Europas zu reisen brauchte — wie es in Wirklichkeit oft geschieht, — um bloß seinen Hunger zu stillen. Eine Wanderung im Umkreis weniger Dörfer würde ausreichend sein, um dem größten Heuschreckenschwarm genügende Nahrung zu bieten. Noch rätselhafter erscheinen die regelmäßigen Gesellschaftsreisen der Libellen, die in ihrer Geschlossenheit dem rastlosen Naturell dieser Tiere widersprechen. Namentlich versucht der bekannte Entomologe Professor Sajo im „Prometheus“, diese Naturphänomene aus seelischen Ursachen herzuleiten. Hierbei soll die Erregung des Nervensystems die wichtigste Rolle spielen, da die Insekten außerordentlich nervöser Natur sind. Es ist anzunehmen, daß diese Nervosität der Insekten eine Folgeerscheinung ihres aufreibenden Daseinskampfes ist. Der reinste Typus solcher nervösen Insektenwanderer sind die Schmetterlinge, die ein regelrechtes, ungebundenes Touristenleben führen. Ganz besonders ist der Distelfalter (Vanessa cardui) als Tourist bekannt. Diese Reizung scheint auch die Hauptursache für sein internationales Auftreten zu sein. Denn die schönen Distelfalter sind in der ganzen Welt bekannt; sie kommen in fast allen Regionen vor, in der Tiefebene ebenso gut wie im Hochgebirge. In vergangenen Jahren haben die großen Wanderzüge dieser geflügelten Touristen in Europa gewaltiges Aufsehen erregt. So konnte man vom 3. bis 8. Juni 1879 mehrere große Züge von Distelfaltern über Straßburg beobachten. Ein andermal bedeckten sogar unzählige Distelfalter die Schneeflächen beim Hospiz von St. Gotthard. Hieran konnte man am deutlichsten erkennen, daß es sich bei den Schmetterlingen nicht um eine massenhafte Nahrungssuche, sondern ganz einfach um einen nervösen Reiztrieb handelte. Denn man wird zugeben müssen, daß die Schmetter-

linge nicht die Schneeregionen des Hochgebirges aufsuchen mußten, um die Disteln zu finden, denen sie ihre Nahrung entnehmen. Fünf Tage nach dieser Überflutung auf dem St. Gotthard, am 10. Juli, wurden die Schmetterlingszüge bereits in Frankreich beobachtet, und 14 Tage später waren sie in den verschiedensten Gegenden zu erblicken, in St. Gallen, Karlsruhe, Rennes und Paris. Zu den Schmetterlingstouristen zählen auch die sog. „Gammanule“, die zu der Art der Spanner gehören. Sie erschienen einmal in dichten Wolken sogar über dem Meere vor dem Leuchtturm von Helgoland. Auch die Kohlweißlinge sind eifrige Touristen, deren Reisen sich meist in der Richtung von Norden nach Süden bewegen. Man hat Kohlweißlingszüge beobachtet, deren Breite sich über eine Meile ausdehnte.



Wack're Knaben.

Der Sammlung „Mutter sing' mit uns“ entnommen und aus dem Schwedischen überf. von H. W.

Den nenne einen Weichling ich,
Wer friert den Winter lang,
In Pelz und Wolle wickelt sich,
Vor jedem Lüftchen bang.
Dem Schnupfen er doch nicht entgeht,
Wenn frisch der Wind von Nordland weht.

Wenn durch die Birkenwege fährt
Der Sturm und lang die Nacht,
Dann üß' daheim am warmen Herd
Die Sage ihre Macht.
Doch just ein rechter Wintertag
Ist freie mich verlocken mag.

Selbst will mein Roß ich lenken dort
Und meinen Schlitten wert,
So komm ich heil und rüstig fort,
Von keiner Sorg beschwert;
Ich tummle mich vom Hügelrand
Vergnügt hinab ins Zuckerland.

Ha, wack're Knaben allzumal
Greift frisch und fröhlich an!
Manch wack'rer Knabe wird einmal
Gewiß ein wack'rer Mann.
Das Vaterland braucht Kraft und Muth
Und Muskeln, die wie Eisen stuh.

Das vollkommenste Reiseautomobil der Welt.

Das seltsamste Kurgasautomobil der Welt besitzt wohl der amerikanische Finanzmann und Direktor der New-Yorker Autobusgesellschaft Conklin, über dessen Reisewagen im „American“ wahre Wunder berichtet werden. Der Wagen, der äußerlich einem sehr großen Omnibus gleicht, ist auf die verschwenderischste Weise in der Art einer Vergnügungsvacht eingerichtet. Es gibt sogar ein „Oberdeck“ in Gestalt eines auf dem Dach eingerichteten, mit bequemen Sitzgelegen-

heiten ausgestatteten freien Ausichtsraumes, der zum Schutz gegen Sonne, Wind und Regen in ein Zelt verwandelt werden kann. Der eigentliche breite und ziemlich langgestreckte Wagenraum enthält Schlafzimmer, Wohnzimmer, Bibliothek und Küche. Das Gewicht des Wagens beträgt nicht mehr als das eines großen Stadtautobusses. Der 60 PS.-Motor ist besonders zur Überwindung steiler Steigungen konstruiert. Besondere Reifenbezüge dienen zum Befahren sandiger Gegenden, zum Überfahren von Klüftstellen wird eine zusammenlegbare Brücke mitgeführt. Der Wagenraum ist 21 Fuß lang, 7 1/2 Fuß breit und 6 1/2 Fuß hoch. Die beiden Türen stehen mit aufklappbaren Treppen in automatischer Verbindung. Auch ein Toilettenraum, eine Badestube und eine Eiskammer sind vorhanden. Der Hauptraum, der in der Mitte des Wagens gelegen ist, ist 10 Fuß lang und enthält prächtig ausgestattete Ruhegelegenheiten, die abends in Betten umgewandelt werden. Sechs Personen können bequem in diesem Raum schlafen. Selbstverständlich gibt es auch Schränke und elektrische Tisch- und Bettlampen. Ein großer Schreibtisch ermöglicht die ruhige Abwicklung aller Schreibarbeit. Die Bibliothek enthält, neben Romanen und Unterhaltungsbüchern, die notwendigen Reisewerke, Führer, sowie Land- und Straßenkarten. Auf dem „Oberdeck“ sind Gewehre und Angelzeug, Lebensmittel, Betriebsvorräte, Behälter für kaltes und warmes Wasser, Streckstühle und Sofas untergebracht. Auch ein Motorrad wird mitgenommen; ein kleiner Kran dient dazu, das Rad bequem vom Dach auf den Erdboden herabzulassen. Eine besondere Merkwürdigkeit des Wagens ist die Möglichkeit, ihn jederzeit in ein Lager umzuwandeln, wenn der Besitzer längere Zeit an einem Punkt verweilen will. Die elektrische Anlage versorgt nebst der Beleuchtung zwei Vacuumreiniger. Eine Apotheke und ein Wasserfiltrierapparat sorgen für Hygiene und Gesundheit.



Knacknuß.

Einer der nächsten Sterne ist Capella; seine Entfernung hat man zu 90 000 000 000 000 (90 Billionen) Meilen berechnet. Wenn wir nun mit einem Eilzuge reisen, der Tag und Nacht ununterbrochen in jeder Stunde 10 Meilen zurücklegt, wie lange Zeit (annähernd) würden wir dann brauchen: 1. um eine Reise um die Erde (Umfreis 5400 Meilen) zu machen, 2. um den Mond (Entfernung 52 000 Meilen) zu erreichen, 3. um die Sonne (Entfernung 20 Millionen Meilen) zu erreichen, 4. um Capella zu erreichen, 5. wie lange ist das Licht (40 000 Meilen in der Sekunde) unterwegs von Capella bis zur Erde?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätselle der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Die Sonnenuhr.